

Leseprobe aus:

**Petra Oelker**

# Die ungehorsame Tochter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## EINE NACHT ENDE SEPTEMBER

Die Hunde! Wenn nur die Hunde nicht bellten. Es waren gute Tiere, wachsam und schnell. Sie waren zu dritt und schienen doch überall zu sein. Wer immer sich dem Hof oder den Gärten, ja selbst dem hinteren Park näherte, wurde von ihnen bemerkt. Und wenn die Hunde bellten, käme der Torwächter, und wenn der Torwächter käme – dann musste sie eben schneller sein.

Sie schloss die Knöpfe der samtene Kniehose, sie passte genau, und schlüpfte in die Jacke aus dickem wollenem Tuch. Die allerdings war viel zu groß, auch nicht mehr ganz heil, aber warm, und, was noch wichtiger war, der Gärtner würde sie nicht vermissen. Nicht bevor es kalt wurde. Sie hatte nie zuvor gestohlen und hoffte, Gott werde ihr vergeben. Natürlich auch der Gärtner und der kindliche Diener, dem die Kniehose gehörte. Sie selbst besaß nur Kleider aus Seide, Batist oder feinem Kattun, nicht die richtige Garderobe für das, was heute Nacht beginnen sollte.

Vom Glockenturm des Schlosses auf dem Hügel eine halbe Meile nördlich des Parks klangen zwei dünne Schläge herüber, und sie wusste, dass es nun Zeit war.

Als sie am Abend zu Bett gegangen war, hatte sie gefürchtet, doch einzuschlafen. Aber sie war wach geblieben, all die Stunden, hatte auf die Geräusche der Nacht gehört und von ihnen Abschied genommen. Zuerst von

denen des Hauses: von den selbstbewussten Schritten ihres Vaters auf der Treppe, als er hinauf in sein Schlafzimmer ging, vom Klappen seiner Tür. Gleich darauf folgten die Schritte seines Dieners, kurze, fast militärische Schritte, gleichwohl von angemessener Ergebenheit, bis in seine Kammer unter dem Dach. Aus der Küche im Souterrain klapperten gedämpft die großen kupfernen Töpfe und Pfannen, die die Köchin frisch poliert an die Haken an der Wand über dem Arbeitstisch hängte. Sie hörte die huschenden Füße der Mädchen, hastig unterdrücktes Kichern, schließlich die schwereren der Köchin auf der hinteren Treppe für das Gesinde. Irgendwo schlug ein Fenster zu, alte Dielen knarrten. Dann war es still.

Still genug, das Flüstern des Windes in den Blättern der Bäume und Büsche vor ihrem Fenster zu hören. Sie wartete auf den Schrei der Schleiereule, die in dem alten, schon längst nicht mehr benutzten Backhaus wohnte, doch heute Nacht blieb er aus. Dafür glaubte sie das leise Plätschern des Baches und das sanfte Knarren des großen Wasserrades der Mühle in der Teichsenke zu hören. Das konnte nur ein Spiel der Phantasie sein. In der Nacht stand das Rad still, erst bei Sonnenaufgang würde der Müller wieder mit seiner Arbeit beginnen. Auch das schläfrige Scharren und Schnauben der Pferde im Stall hinter dem Gartenhaus waren nur in ihrem Kopf, Teil der vertrauten Abendmelodie ihrer Kindheit, die heute endgültig zu Ende ging.

Sie hatte gedacht, dass sie in dieser Nacht, besonders in diesen letzten Stunden, zornig sein würde, vielleicht auch angstvoll, gar schwankend in ihrem Entschluss. Sie hatte jedoch nicht erwartet, so traurig zu sein.

Nun lag alles in tiefem Schlummer, selbst der oft schlaflose Mann in seinem großen Bett mit dem schweren Baldachin. Und die Hunde? Sie griff nach dem Bündel auf ihrem Bett, prüfte die Knoten des Tuches und schob entschlossen das kleine rundliche Kinn vor. Sie spürte die Bewegung in ihrem Gesicht, und für einen Moment verflog alle Traurigkeit. Nie wieder würde jemand zu ihr sagen, vor lauter Trotz sei ihr Kinn schon wie das eines Mannes.

Die Schuhe, wie Jacke und Hose gestohlen, ein wenig zu groß und mit Wollappen ausgestopft, verschwanden in den Taschen ihrer Jacke.

Die Hunde würden ruhig bleiben. Sie kannten sie ihr Leben lang, und sie hatte sie niemals geschlagen oder getreten, wie es der Torwächter manchmal tat. Sie lauschte ein letztes Mal in die Stille des Hauses, sah sich noch einmal in ihrem Zimmer um, atmete noch einmal den vertrauten Geruch von Lavendel, Puder und Melisse, stieg endlich auf das Fensterbrett und glitt sachte an der äußeren Mauer wieder hinunter. Trotz der Myriaden von Sternen war die Nacht dunkel, denn der Mond zeigte nur eine schmale Sichel. Vielleicht wäre es besser gewesen, in einer Neumondnacht zu gehen. Doch sie hatte in der Küche gehört, dass Neumond die Nächte der Straßenräuber waren, auch war ihr die Vorstellung der absoluten Dunkelheit zu schrecklich gewesen.

Der Duft des Gartens, trotz der Kühle des Abends immer noch süß von der Wärme des Tages, umschloss sie tröstlich, als wolle auch er sich verabschieden. Sie zog die Schuhe aus den Jackentaschen, schlüpfte hinein und huschte über den Hof. Zum Glück war nur die Auffahrt zur vorderen Treppe mit knirschenden Kieseln bestreut,

so verschwand sie geräuschlos hinter den Rosenbüschen des Lustgartens.

Die Hunde erwarteten sie am Rande der dahinterliegenden, mit Obstbäumen bestandenen Wiese. Sie hörte ihr Knurren schon, bevor sie die schwarzen Körper in der Dunkelheit sah. Sie hockten da, einer neben dem anderen, mit aufgestellten Ohren und schiefgelegten Köpfen. Aber sie bellten nicht. Sie kamen heran, rieben ihre struppigen Köpfe an ihren Knien, stupsten ihre Nasen gegen ihre Hände, und der jüngste, schwarz wie die anderen, doch mit einer weißen Blesse auf der Brust, begleitete sie bis zu der Stelle an der Gartenmauer, an der ein kleines, hinter dickem Efeu fast verborgenes Tor ihr den Weg in die Freiheit öffnete. Sie schlüpfte hindurch, und als sie sich ein letztes Mal umsah, glaubte sie die Blesse noch in der Dunkelheit schimmern zu sehen. Sie lauschte auf das winselnde Jaulen des Tieres, wandte sich eilig um und verschwand in der Nacht.

*Im Martius*  
1769





## KAPITEL 1



MITTWOCH, DEN 8. MARTIUS,  
MORGENS

In der Nacht waren die Pfützen wieder zu kleinen Inseln aus dünnem Eis gefroren. Sie zerbrachen knirschend unter den Stiefeln des Mannes, der, den Kopf gegen die feuchte Nebelluft gesenkt, entlang der Elbe nach Altona ging. Der dumpfe Klang der Stampfbalken in den Trögen der Neumühlener Pulvermühle versickerte schon hinter ihm in dem wattigen Dunst, trotzdem glaubte er noch den Schwefel und die Kohle aus Lindenholz zu riechen. Aber das war unwahrscheinlich, denn es fehlten nur noch wenige Schritte bis zu Butts Leimsiederei. Der Gestank der tagelang in mächtigen Kupferkesseln vor sich hin köchelnden Häute, Knochen und Fischschuppen, der Abfälle der Gerber, Schlachter und Abdecker ließ alle anderen Gerüche umgehend vergessen. Die von der Tranbrennerei vielleicht ausgenommen.

Doch dann fiel ihm ein, dass die Feuer unter den Kesseln in Butts Schuppen in den letzten Wochen kalt geblieben waren. Weil Butt bankrott sei, hieß es. Weil er nur noch Leim aus Waltran-Grieben kochen wolle, behauptete hingegen Butt, denn der sei der beste. Was gewiss nicht stimmte, aber tatsächlich konnte der Leimsieder den ausgekochten Walspeck nur bekommen, nachdem die Grönlandfahrer mit ihrer fetten Ware wieder einge-

laufen waren. Das würde noch Monate dauern – bis zum Spätherbst. Noch lagen die wuchtigen kleinen Schiffe wie alle anderen in den Häfen fest.

Allerdings nicht mehr lange. Auch wenn es in den letzten Nächten wieder gefroren hatte, wenn auf der Elbe noch Eisschollen trieben, dünn und scharf wie Messer, würden bald Walfänger mit ihren großen Seeschiffen auslaufen. Deren Schiffsbäuche, am Bug innen durch Streben, außen mit Eisenplatten verstärkt, waren für die Meere am Rande der nördlichen Eiswüsten gewappnet, die letzten Schollen im Elbwasser konnten ihnen nichts anhaben. Auf den Schiffen der Walfänger, zumeist Fluiten und Barken, in den Häfen von Hamburg und Altona herrschte schon lange Geschäftigkeit, die Mannschaften waren längst geheuert, und es war nur noch eine Frage weniger Tage, bis die Walfangflotten in Hamburg und Altona Segel setzten.

Falls endlich Wind aufkam, den Nebel vertrieb und die Segel füllte. Seit Tagen schon lag die graue Decke über dem Land, als hielten sie die zahlreichen Arme, in die der breite Fluss sich südlich von Hamburg teilte, gefangen. Nur gegen Mittag wurde der Nebel dünner, und gestern hatte sogar die Sonne als matter weißer Fleck durch den Dunst geschimmert.

Zacharias Hörne kroch tiefer in seine dicke Jacke, bohrte die Fäuste in die Taschen und machte längere Schritte. Zwei Fischerknechte kamen ihm mit einer Schubkarre voller neuer Hanfseile entgegen und grüßten mehr als höflich, wie alle den Ältermann der Övelgöner-Neumühlener Lotsen stets grüßten. Er beachtete sie nicht, und die Knechte erzählten später dem Kalkbrenner, Zacharias Hörne sei heute mal wieder in ganz beson-

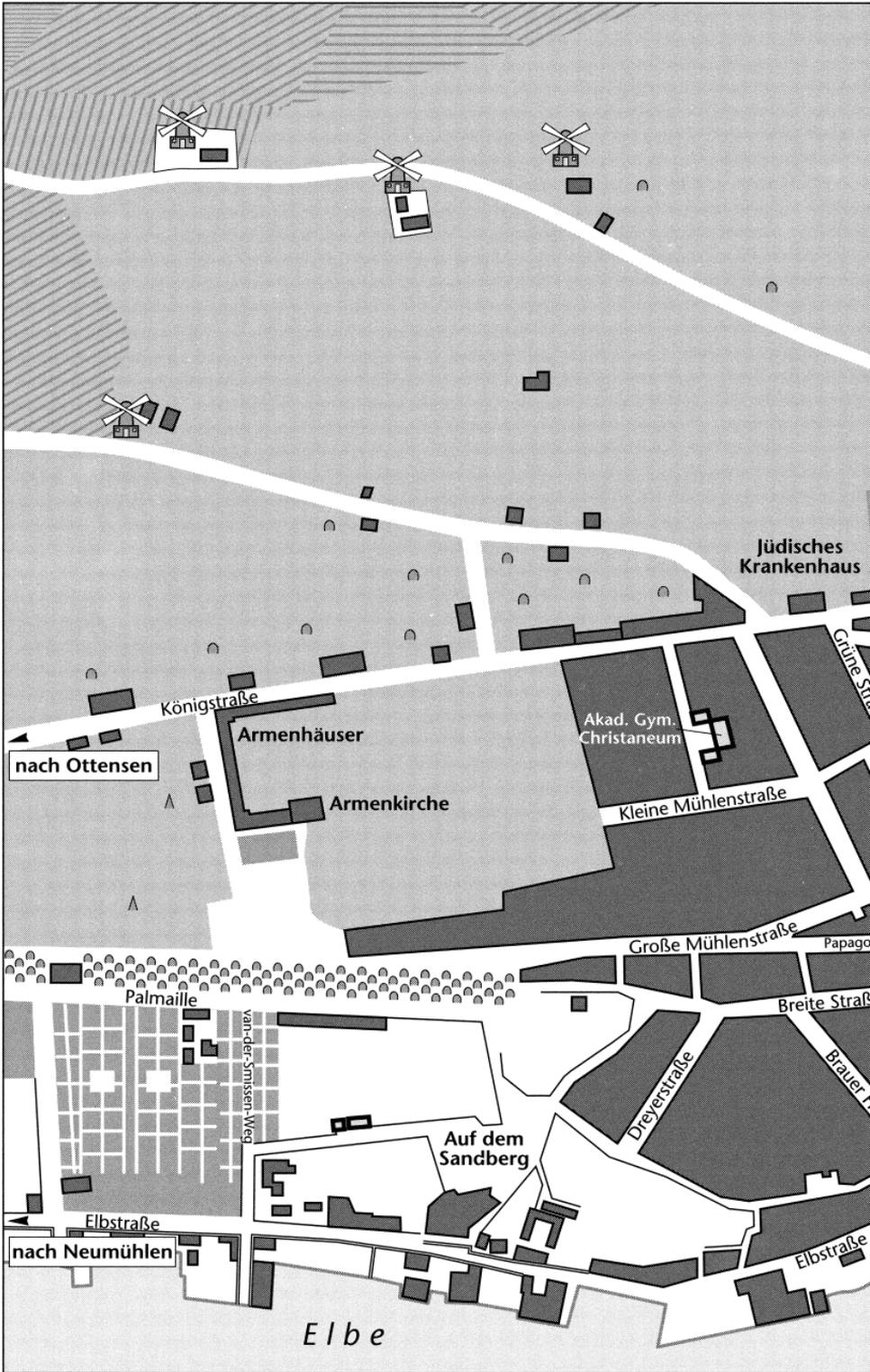
derer Stimmung. Wo doch einer, der es so weit gebracht habe wie er, alle Tage bester Laune sein müsste.

Zacharias Hörne war selten bester Laune, und in den vergangenen Monaten erst recht nicht. Sein hitziges Temperament gab ihm in leichten Zeiten die für sein Amt nötige Entschlossenheit und Autorität, in schweren brachte es den zornigen Mann zum Vorschein, der er tatsächlich war. Dieses Frühjahr, genau genommen der ganze letzte Winter schon, war für ihn eine schwere Zeit. Nicht nur wegen der nicht endenden Querelen unter den Lotsen.

Zacharias Hörne hatte noch einen anderen Grund für seinen Grimm: die Familie. Der erzürnte ihn mehr als jeder andere, weil er überflüssig war. Eine Familie hatte ein Oberhaupt, und dem war zu gehorchen. Da gab es nichts zu debattieren. Es war ihm nicht leichtgefallen, Anna, seine einzige Tochter, aus dem Haus zu geben. Aber das war Familienpflicht gewesen, und er hatte keine Sekunde gezögert, als Thea ihn darum bat. Und ebenso keine Sekunde daran gedacht, dass Anna das Leben im Haus seiner Schwester dazu benutzen könnte, ihn so bitter zu hintergehen.

Irgendwo im Dunst vor ihm bellte ein Hund. Das musste der schieläugige schwarze Köter sein, der die Segelmacherei bewachte. Jedenfalls tat er so. Er sah wohl aus wie ein Höllenhund, als Wächter war er trotzdem nicht besser als ein alter Hahn.

Er passierte die Wassermühle, die einst dem kleinen Ort am Elbufer westlich von Altona den Namen gegeben hatte, und schritt an den langgestreckten niederen Backsteinhäusern vorbei, die Fischer und Lotsen hier für ihre Familien gebaut hatten. Bald darauf erreichte er ein al-





leinstehendes, tief unter sein Reetdach geducktes Haus, das den vorigen bis zu den blaugemalten Fensterrahmen glich.

Er blieb stehen, zog die Schultern hoch, sah noch einmal zurück und klopfte. Er trat nicht einfach ein, wie es Sitte und bei Verwandten überall selbstverständlich war, sondern wartete, dass ihm die Tür geöffnet werde.

Ungeduldig rieb er die Fäuste aneinander, wandte sich um und sah hinunter zum Fluss. Der Nebel war immer noch so dick, dass Zacharias die breite Wasserfläche, keine zweihundert Fuß entfernt, nur erahnen konnte. Die Elbinseln, im Sommer eine grüne Idylle von saftigem Gras und Gebüsch und voller Vieh, jetzt noch bis auf die bewohnten größeren öde, grau und verlassen, verbargen sich vollends im Nebel.

Er atmete tief, doch der Zorn, der beim Blick auf diese trügerische Nebelwelt, Schrecken eines jeden Seemanns auf See, noch stärker in ihm aufstieg, ließ sich nicht so einfach verschlucken. Er glaubte das Eintauchen von Rudern zu hören und trat einige Schritte vor. Wer konnte verrückt genug sein, an so einem Morgen aufs Wasser zu gehen? Zwar hatte man beschlossen, mit dem Ausloten der Elbe fortzufahren; die Winterstürme, besonders die des Februars, hatten die Sände im Fluss verschoben, und die Lotsen brauchten genaue Auskünfte über die Veränderung des Fahrwassers. Bei diesem Wetter war das aber mehr als dumm. Auch der erfahrenste Pilot verlor bei dichtem Nebel schnell die Orientierung, und es war immer noch kalt genug, um im Labyrinth der Flussarme, Sandbänke und Inseln zu erfrieren. Auf der ganzen Elbe galt: Bei dichtem Nebel Anker werfen und beständig das Horn blasen. Was nicht ging, ging eben nicht. Das Wetter